At the Crossroads between Peace and War. The London Naval Conference of 1930. Ed. bei John H. Maurer and Christopher M. Bell, Annapolis, MD: Naval Institute Press 2014, X, 269 S., \$ 59.95 [ISBN 978-1-61251-326-3]

Besprochen von **Michael Epkenhans**: Potsdam, E-Mail: MichaelEpkenhans@bundeswehr.org

DOI 10.1515/mgzs-2017-0051

Das deutsch-britische Wettrüsten zur See vor 1914 gilt als eine der Ursachen für die Verschlechterung der Beziehungen zwischen den Großmächten und damit für den Weg in den Ersten Weltkrieg. Vor allem der US-amerikanische Präsident Woodrow Wilson hatte es sich daher noch während des Ersten Weltkrieges zur Aufgabe gemacht, ein derartiges Wettrüsten in Zukunft zu verhindern, um eine mögliche Quelle neuer Kriege zu beseitigen. Auf der Washingtoner Naval Conference einigten sich die wichtigsten Seemächte – Großbritannien, die USA, Frankreich, Italien und Japan – auf feste Relationen, welche die Schlachtschiffe wie auch deren Größe betrafen. Das war nicht einfach gewesen. Vor allem das aufstrebende Japan, das sich als gleichberechtigte Großmacht betrachtete, hatte das Gefühl, in seinen Ambitionen gezügelt zu werden. Unterschwellig schwelte das Wettrüsten vor allem bei anderen Schiffsklassen weiter. 1930 trafen sich die

beteiligten Mächte in London, um auch bei diesen Schiffstypen zu Vereinbarungen zu kommen.

Diese Verhandlungen sind Gegenstand des vorliegenden Sammelbandes. Auf der Grundlage neu ausgewerteter Akten, vor allem aber bisher unbekannter Quellen aus japanischen Archiven, versuchen sieben namhafte Marinehistoriker, die Londoner Naval Conference neu zu bewerten. Bisher galt diese trotz des Erfolgs bei der Regelung strittiger Rüstungsfragen als Fehler. Indem sie der britischen und US-amerikanischen Marinerüstung einerseits Fesseln anlegte, andererseits dem japanischen Nationalismus durch Rüstungsbeschränkungen beim Kreuzerbau Vorschub leistete, habe sie zur Schwäche des Westens in den kommenden Auseinandersetzungen und gesteigerter japanischer Aggressivität im Fernen Osten beigetragen. Wie kompliziert die Situation war, zeigt allerdings auch die Tatsache, dass Italien und Frankreich – Gegner im Mittelmeerraum – am Ende außerhalb der Vereinbarungen blieben, da sie ihre Differenzen nicht beilegen konnten.

Betrachtet man die Beiträge im Einzelnen, dann wird zunächst deutlich, wie sehr ultranationalistische Admiräle in Japan das Vertragswerk in jeder Phase zu sabotieren versuchten. *Sadao Asadas* Ausführungen, die auf neu ausgewerteten japanischen Quellen beruhen, zeigen dies mit aller Deutlichkeit. Am Ende musste die eigene Regierung vor jenen Kräften kapitulieren, die freie Hand – nicht zuletzt in China – haben wollten. Diese tief sitzenden Ressentiments gegenüber den Westmächten, vor allem aber gegenüber den USA, haben die Verantwortlichen für Politik und Marine in London und Washington nicht erkannt. Ob sie bei richtiger Einschätzung anders gehandelt hätten, ist schwer zu beurteilen.

Wie dem auch sei; die Weltwirtschaftskrise ab 1929 zwang beide Mächte diesseits und jenseits des Atlantiks, ihre Rüstungen zu beschränken. Präsident Herbert Hoover in Washington und Premierminister Ramsay MacDonald in London ebneten durch ihre Politik daher, wie die Beiträge von *John T. Kuehn*, *Norman Friedman* und *Christopher M. Bell* zeigen, den Weg zu einer transatlantischen Allianz. Die Zeiten offener oder versteckter Rivalität waren damit endgültig vorbei. Vorbei war allerdings auch die Fähigkeit vor allem der Royal Navy, die Weltmeere zu beherrschen – ob sich die Admiralität dies nun eingestand oder nicht.

Betrachtet man die Londoner Konferenz aus der Perspektive der frühen 1930er Jahre, dann kann man dem Urteil *John H. Maurers* nur zustimmen, dass der anglo-amerikanische Versuch, in der Tradition des Washingtoner Abkommens einen neuen Rüstungsvertrag abzuschließen, ohne die sich wandelnden internationalen Rahmenbedingungen zu berücksichtigen, im besten Falle naiv war. »Churchill's narrative of increased efforts to rearm and secure alliances«, so seine These, »provided the West with its best chance of success in preparing for

the impending tempests generated by the storm centers in Germany, Japan, and Russia« (S. 252).

Aus der Rückschau kann man dem zustimmen, aber die Zwänge, unter denen die damaligen Akteure handelten, unterschätzt diese Deutung dann allerdings doch. Nicht unproblematisch erscheinen auch die Lehren, welche die Autoren aus dem Scheitern der Londoner Konferenz im Hinblick auf die Politik der USA angesichts der wachsenden chinesischen Bedrohung glauben ziehen zu müssen. »American leaders«, so die Herausgeber, »must try to shape the debate among China's rulers, policy advisers, and defense planners that self-restraint in armaments might best serve their country's and the regime's interests« (S. 6). Ob dies tatsächlich gelingt, ist aber auch in ihren Augen eine offene Frage.

Wie immer man zu diesen weiter gehenden Thesen stehen mag, der Band als solcher ist in jeder Hinsicht anregend. Mit ihren Beiträgen rücken die Autoren einen lange Zeit vernachlässigten Aspekt in den Mittelpunkt des Interesses: den Versuch, Rüstung in der Zwischenkriegszeit tatsächlich zu begrenzen. Allein deshalb ist er lesenswert.